

„Gedanken zum Schweigen der Israelis zum Gaza-Krieg“, Prof. Amalia Saar, Universität Haifa, 2.7.25

Vorwort

Wir freuen uns, Professorin Amalia Saar, Kollegin am Institut für Anthropologie der Universität Haifa, in unserer täglichen Sendung „Eyes on Gaza“ begrüßen zu dürfen. Amalia ist Anthropologin und hat in vielen Bereichen geforscht. Sie hat sich unter anderem mit Genderfragen in der palästinensischen Gesellschaft in Israel, Stadtanthropologie und Staatsbürgerschaft im neoliberalen Zeitalter beschäftigt. Vor allem aber ist sie eine geborene Anthropologin, die selbst inmitten der aktuellen Ereignisse die Fähigkeit zur analytischen und fundierten, auch theoretischen Beobachtung der Realität besitzt. Wir werden ihre Erklärung dafür hören, warum die große Mehrheit der israelischen Öffentlichkeit schweigt und die in ihrem Namen begangenen Gräueltaten hinnimmt.

Vortrag

Einer der Gründe für das Schweigen der Israelis zu Israels Verbrechen im Gazastreifen ist meiner Meinung nach das kulturelle Tabu, das seit Generationen die Diskussion über israelische Militärgewalt verbietet. Dieses Tabu wird von mehreren Faktoren genährt, die alle in der Konstruktion des israelisch-palästinensischen Konflikts als Nullsummenspiel wurzeln – einer Konstruktion, die seit dem letzten Krieg eine vulgäre Polarisierung erfahren hat. Ich nenne einige der Haupttreiber dieses Tabus: Erstens das Ethos der ewigen Opferrolle und dessen Ergänzung „Nie wieder“ – „Nie wieder wird der Holocaust geschehen“. Tragischerweise lindert Israels mächtiges Militär Israels Opfergefühl nicht, sondern verstärkt es nur und schafft eine Norm, nach der kein Maß israelischer Gewalt zu viel ist. Eine zweite Komponente ist die emotionale Überflutung des politischen Diskurses, die Emotionen den Vorrang vor begründeten Meinungen gibt und kritische Diskussionen blockiert, weil man im Gegensatz zu Meinungen offensichtlichen Emotionen nicht widersprechen kann. Das prominenteste Beispiel hierfür ist das Motiv des nationalen Traumas – angeblich sollen Menschen, die ein Trauma erleiden, nicht für ihre Taten zur Rechenschaft gezogen werden, sondern lediglich unendliche Unterstützung benötigen. Ein weiteres prominentes Beispiel für die emotionale Überflutung des Politischen ist das Hassliebe-Duo: In einem Nullsummenspiel lieben Israelis, die sich emotional mit den Palästinensern identifizieren, diese zwangsläufig und hassen daher per Definition die Israelis (d. h. sich selbst). Ebenso bedeutet Identifikation mit dem Leid der Palästinenser zwangsläufig die Leugnung des Leids der Israelis. Und die dritte Komponente, die nicht weniger zentral ist als ihre Vorgänger, ist die zentrale Bedeutung familiärer Beziehungen in der israelischen Gesellschaft. Und damit werde ich beginnen.

Mein Argument lautet: Die überwiegende Mehrheit der Juden in Israel, mit Ausnahme der Ultraorthodoxen, steht in sehr geringem sozialen Abstand zu Soldaten, die aktiv an der Besatzung, dem Krieg oder anderen Aspekten israelischer Militäraktivitäten beteiligt sind. Die israelische Gesellschaft ist sehr familiär geprägt. Die meisten Haushalte bestehen aus mehr als einer Person. Israelis pflegen im Großen und Ganzen aktive Beziehungen zu ihren Verwandten und pflegen Netzwerke des Austauschs und der gegenseitigen Unterstützung mit ihnen. Dazu gehört auch eine therapeutisch-emotionale Bindung selbst gegenüber Verwandten, die im aktiven Militärdienst sind. Im israelischen Familismus ist es die Norm, dass sich die Angehörigen von Soldaten – und das sind in unterschiedlichem Maße die meisten von uns – um sie kümmern und es vermeiden, sie wegen ihres Handelns in der Armee zu kritisieren oder in Verlegenheit zu bringen. Für sie, die Soldaten, ist es bereits schwierig. Sie riskieren bereits ihr Leben für uns, und wer sind wir, ihnen eine Nadel in den Ballon zu stecken? Wir sterben bereits vor Angst, dass ihnen etwas zustößt. Warum sollten wir also jetzt anfangen, die Armee zu kritisieren? Der kulturelle Mechanismus der erweiterten Familie besagt, dass die Rolle der Bürger als tatsächliche oder potenzielle Angehörige von Soldaten, die in

der Armee dienen, nur darin besteht, sich um sie zu kümmern und ihnen zu danken. Kritik am Militär ist ein Verrat an den geliebten Angehörigen, die ihm dienen und ihr Leben riskieren.

Um diesen Grundmechanismus herum ranken sich weitere, eher metaphorische, aber dennoch sehr wirksame Normen, die mit familiären Begriffen beladen sind. Die prominenteste davon ist die Vorstellung, „die Soldaten sind alle unsere Kinder“. Man sieht das in den Dörfern, in denen Soldaten stationiert sind und deren Bewohner sich freiwillig um sie kümmern, für sie kochen, sie zum Duschen einladen usw., in den Radio- und Fernsehsendern, die regelmäßig Nachrichten über Freiwillige senden, die für Hunderte von Soldaten kochen, über Familien, die einzelne Soldaten adoptieren usw. Die symbolische Konstruktion, dass Soldaten in erster Linie „ihre Kinder“ (ihre Brüder, ihre Ehepartner, ihre Neffen usw.) sind, betont ihre Verletzlichkeit und gebietet gleichzeitig eine aktive Vermeidung, die Gewalt, die sie im Rahmen ihrer direkten oder indirekten Beteiligung an militärischen Aktivitäten ausüben, zuzugeben oder anzusprechen.

In Wirklichkeit treffen beide Seiten der Medaille zu: Soldaten sind in der Tat sehr verwundbar, da sie sich physisch mitten in gewalttätigen Auseinandersetzungen befinden. Sie können sterben oder schwer verletzt werden, was im aktuellen Krieg tatsächlich sehr häufig vorkommt. Neben ihrer physischen Verwundbarkeit sind Soldaten auch psychisch und moralisch verwundbar, und das gilt auch für diejenigen im zweiten oder dritten Kreis, etwa für Unterstützer des Krieges oder diejenigen, die hinter Bildschirmen sitzen und das elektronische Kriegsführungssystem bedienen. Abgesehen vom Risiko, von palästinensischem Gewehrfeuer oder Hinterhalt getroffen zu werden, sind sie diejenigen, die nachts in Häuser einbrechen und Familien in Angst und Schrecken versetzen, randalierende und Pogrome begehende Siedler beschützen und Bauern und Zivilisten aktiv an der Selbstverteidigung hindern. Sie sind diejenigen, die die Kontrollpunkte besetzen und die Zivilbevölkerung misshandeln. Sie können sich dabei wiederfinden, wie sie einen Mann, der wie ihr Großvater aussieht, grob zurückdrängen oder ein Gewehr auf verängstigte Kinder auf dem Schulweg richten, ohne wirklich eine Erklärung zu haben. Nicht selten sehen sie, wie ihre Kameraden Sexualverbrechen begehen, und greifen nicht ein – aus Identifikation, Feigheit oder sozialem Druck. Sie sind diejenigen, die auf Zivilisten schießen oder Zeugen anderer werden, die auf Lebensmittel warten, auf Flüchtlingskonvois, die jeden Morgen zwischen verschiedenen Teilen eines verbrannten und zerstörten Landes hin- und hergeschickt werden. In den ersten Kriegsmonaten in Gaza, als es im Gazastreifen noch Häuser gab, lebten die Soldaten in den Häusern vertriebener Familien. Sie aßen deren Essen und stahlen oder sahen zu, wie andere ihren Besitz stahlen. Die Soldaten, die geliebten Verwandten und „unser aller Kinder“, sind die Scharfschützen, Kanonenschützen oder Piloten, die Zivilisten und Bombenleger töten. Und sie sind diejenigen, die vor den elektronischen Systemen sitzen und drei Sekunden Zeit haben, um zu entscheiden, ob diese oder jene Person ein „Ziel“ zur Eliminierung oder nur ein Zuschauer ist. Und natürlich sind es auch jene, die am 7. Oktober trotz Warnung im vorgeschobenen Stützpunkt zurückgelassen oder ohne Verstärkung gestürmt wurden.

All diese und viele andere Taten werden in einem Nebel aus Angst, Hass, Arroganz, Verlangen, Ekel und Elend begangen. Manchmal geschieht dies aus Langeweile oder innerem Konkurrenzkampf. So frönen viele männliche Soldaten während längerer Zeit ihres aktiven Militärdienstes besonders vulgären Formen von Männlichkeit, was sie zusätzlich verletzlich macht und unterdrückt. Und das, obwohl es natürlich auch solche unter ihnen gibt, die all dies genießen, sei es, weil es ihnen ein Gefühl von Macht, patriotischer Euphorie, Geld (im aktuellen Krieg erhalten die Kämpfer viel Geld) oder Beliebtheit bei Frauen verschafft. Alle Antworten sind richtig.

Doch was die Familien angeht, herrscht die Norm des freiwilligen Schweigens. Heimkehrende Soldaten erzählen nicht, was sie getan und gesehen haben, und die Familien fragen nicht danach. Obwohl in vielen Familien allgemein von „den Arabern“ und „ihrem Hass auf uns“ die Rede ist. Und es herrscht allgemeine Übereinstimmung darüber, dass ihnen das widerfährt, was sie verdienen, denn wenn sie können, wie im Oktober, werden sie uns Schreckliches antun. Doch die konkreten Gewaltsituationen im aktiven Dienst werden meist nicht thematisiert. Stattdessen verwenden Israelis gerne den abgedroschenen Begriff des „sinnvollen Dienstes“, der die

Zugehörigkeit zur renommiertesten Institution des Landes betont. Denn in Israel gilt die IDF nach wie vor als ultimativer sozialer Schmelztiegel, als wichtiges Sprungbrett für sozialen Aufstieg und als Säule der staatlichen Sicherheit – ja, als Sauerstoff unserer Existenz. Es ist kein Zufall, dass die Begriffe „sinnvoller Dienst“ und „Beitrag leisten“ vage sind. Sie enthalten keine anschaulichen Beschreibungen davon, wie alte Menschen an Kontrollpunkten geschlagen, Familien deportiert, Häuser vor ihren Bewohnern zerstört, geplündert oder bei einem Pogrom tatenlos zugesehen wird. Stattdessen liegt der Schwerpunkt auf der Gefährdung der Soldaten – die durchaus besteht – und dem Zusammenhalt der Kampftrupps. Oft sind es die Trupps, die Kameraden, die Kommandeure, die der Hauptgrund dafür sind, warum Soldaten immer wieder in den Kampf ziehen. Die Soldaten dienen in der Armee für ihr Land, doch im unmittelbaren Leben stehen sie für ihre Kameraden ein. Und diese glühende Freundschaft ist so bedeutsam, dass viele bereit sind, dafür zu sterben. Dies ist also der zweite wichtige Beziehungskreis, der kritische Äußerungen über die Besatzung, den Krieg und Israels militärische Gewalt im Keim erstickt.

In einer Situation solch großer Intimität ist die Wertehierarchie der meisten Soldaten und der Zivilisten in ihren verschiedenen Kreisen intuitiv und selbstverständlich. Nach gängiger israelischer Logik würde ein „vernünftiger Mensch“ nicht seinen besten Freund für einen „Terroristen“ opfern. Denn selbst bei extrem asymmetrischen Kräfteverhältnissen sind Soldaten immer noch einem persönlichen Risiko ausgesetzt. Sie können von einem Scharfschützen getroffen, in einem Hinterhalt getötet, in einem Panzer eingeschlossen oder in ein Haus mit Sprengfallen geraten. Obwohl die Verletzlichkeit der Israelis statistisch gesehen um ein Vielfaches geringer ist als die der Palästinenser, ist aus Sicht der Soldaten und ihrer Familien zu Hause jeder Schaden hundertprozentig. Ein getöteter Soldat stürzt eine ganze Welt ein. Ein Soldat, der schwer verwundet zurückkehrt und manchmal jahrelange Behandlung und Rehabilitation benötigt, ein Soldat, der emotional desintegriert zurückkehrt, reißt seine Eltern oder seine Frau und Kinder für den Rest ihres Lebens in die Hölle. Aus dieser Perspektive spielt die palästinensische Seite keine Rolle. Und so wird die extreme Gewalt der israelischen Armee in Gaza immer wieder gerechtfertigt, um der Sicherheit der Soldaten willen, die „unsere Kinder“ sind. Und schon vor dem Vernichtungskrieg in Gaza, der offenbar selbst das Tabu, von dem ich hier spreche, bricht, diente und dient die Sorge um die Sicherheit der Soldaten – die *persönliche*, unmittelbare Sorge der Eltern um das Wohlergehen und die Sicherheit von A oder B – als wirksame Barriere gegen Kritik. Eine Verwandte, deren ältester Sohn, wie ich heute weiß, an posttraumatischer Belastungsstörung leidet, sagte mir einmal, als sie mich die Besatzung kritisieren hörte: „Sie hassen uns, wissen Sie. Sie hassen uns aus tiefstem Herzen“, als wollte sie sagen: „Ihre Kritik an der Besatzung ist gleichbedeutend mit der Liebe zu den Arabern, und das ergibt keinen Sinn, denn die Araber hassen uns.“

Abschließend: Ich habe hier ganz allgemein und einleitend ein kulturelles Tabu skizziert. Das heißt aber nicht, dass es nicht auch massive politische Bemühungen gibt, die Israelis zum Schweigen zu bringen, die sie davon abhalten, über Gaza zu sprechen oder moralische Verantwortung für das Geschehen dort zu übernehmen. Natürlich werden auch palästinensische Bürger zum Schweigen gebracht (und vielleicht sollten die Organisatoren auch diesem Thema eine Tagung widmen). Aber heute habe ich über die Juden gesprochen. Und ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass die Wirksamkeit dieses Schweigens nicht zuletzt darin liegt, wie Politiker, die etablierten Medien und die finanzierten Kampagnen das bestehende Tabu strategisch aufnehmen und benutzen – was zu einem Schweigen führt, das nicht nur erzwungen, sondern auch freiwillig und intuitiv ist.